



In Katar wird allerorten geklotzt: die Silhouette der Hauptstadt Doha verändert sich angesichts des Baubooms rasch.

Fotos: Eglau

Der superreiche Däumling begehrt auf

Umbruch Das Emirat Katar strotzt vor Geld und neuerdings auch vor politischem Selbstbewusstsein. Der Arabische Frühling brachte die Wende für das Land der Widersprüche. *Von Martin Gehlen, Doha*

Über dem offenen Feuer knistern die Kaffeebohnen. Die rote Glut spiegelt sich in den Gesichtern, von Ferne meckern ein paar Ziegen. „Sing, Jassir, sing“, ruft es aus dem Zelt. Und Jassir singt – rau und tief ertönt die Stimme des alten Beduinen. „Nimm Kaffee, misch Gewürz hinein – und reich ihn den Männern hoch zu Ross.“ Ein Kriegerlied aus der Wüste, wo die Zeremonie des Kaffeemachens von alters her Männersache ist.

Eine Autostunde vor den Toren der katarischen Hauptstadt Doha liegt die Farm, auf der Jassir sein Lied anstimmt. Der Syrer und 27 ägyptische Fellachen bestellen die Felder, züchten Rosen und hüten die Schafe. Besitzer des 60 Hektar großen Anwesens ist Mohammed Attiya. „Hier ich bin ein anderer Mensch“, sagt er, der mit 15 Geschwistern in der Provinz Al-Rayyan aufwuchs. Genüsslich zieht er an einer Marlboro, die er sich nur ansteckte, wie er sagt, wenn er sich ganz und gar wohlfühle.

In Doha bewohnt Mohammed Attiya mit seiner Frau und sieben Kindern eine Residenz direkt gegenüber der neuen Wahhab-Zentralmoschee, die mehr als 30 000 Beter fasst. Bekannt gemacht aber hat ihn in Doha seine Majlis, ein Salon der offenen Tür, wo Abend für Abend einflussreiche Herren auf bequemen Polstern bei Kaffee, Tee, Datteln und Gebäck zusammensitzen, um zu plaudern – über das nächste Kamelrennen, die letzte Auslandsreise oder die jüngsten Geschäfte. Ringsherum an den Wänden hängen Schwarz-Weiß-Fotos aus dem Katar der fünfziger Jahre, geduckte Häuser, Eselskarren, ein stolzer Falkner mit seinem Jagdvogel sowie eine Klasse Schulkinder, eng gepfercht auf Holzbänken, mit der Karte von Europa im Rücken.

Die Woche über dirigiert Mohammed Attiya in Doha seine drei Baufirmen, seine sechs Supermärkte sowie die Redaktion seines Lifestyle-Magazins „Die Perle“ – wachsend durch lässt er sich auch in seinem Büro im Arbeitsministerium blicken, wo er offiziell als Berater des Ministers fungiert. An den Wochenenden aber zieht es den 45-Jährigen hinaus aufs Land ins Beduinenzelt – auf dem Boden sitzen, rauchen, den Nachthimmel mustern und an der freien Luft schlafen.

Wie viele Katarer trägt Mohammed Attiya zwei Seelen in seiner Brust – die Sehnsucht nach dem einfachen Leben seiner Jugend und die Faszination des rasanten, neuen Katar, das dank Gas und Öl auf sagenhaftem Reichtum sitzt und 2022 als erstes muslimisches Land eine Fußball-Welt-

meisterschaft ausrichten wird. Vor einer Dekade bestand die Skyline an der Corniche von Doha aus einem Gebäude, dem Sheraton-Hotel. Heute wirkt dessen pyramidenartige Silhouette schon fast verloren vor dem Panorama der Wolkenkratzer, die der Stadt ein modernes und dynamisches Gesicht geben. Praktisch alles stammt aus den vergangenen 15 Jahren, seit Scheich Hamad bin Khalifa al-Thani seinen Vater in einem unblutigen Putsch vom Thron stieß und seinen Landsleuten eine Blitzreise in die Moderne verordnete.

Gleichzeitig hat sich Katar auf der diplomatischen Weltbühne einen Namen gemacht. In der Arabischen Liga gibt der Däumling im Persischen Golf inzwischen mit den Ton an, auch wenn er dem Arabischen Gipfel vergangene Woche in Bagdad demonstrativ fernblieb. Beim vorigen Spitzentreffen im März 2010 im libyschen Sirte spottete Gastgeber Muammar al-Gaddafi noch öffentlich über den Bauch des fülligen Emirs von Katar. Breit grinsend posierte der libysche Despot damals zusammen mit Ägyptens Hosni Mubarak, Tunesiens Ben Ali und Jemens Ali Abdullah Saleh in der ersten Reihe des Gruppenfotos. Doch inzwischen hat sich das Bild grundlegend gewandelt. Lange Jahre primär auf Ausgleich und Vermittlung in der Region bedacht, mutierte Scheich Hamad al-Thani mit dem Arabischen Frühling zum aktiven politischen Akteur.

„Kissinger Arabiens“ nennen ihn seine Bewunderer und preisen ihn als einen Mittler zwischen Orient und Okzident. Andere befürchten, dass Katars gekröntes Haupt in der falschen diplomatischen Gewichtsklasse boxt und bald zu Boden gehen könnte. „Katar kann nur führen, wenn Saudi-Arabien zustimmt – nicht jedoch auf eigene Rechnung“, sagt Salman Shaikh, der Direktor von Brookings Doha, einem Ableger des Washingtoner Politikforschungsinstituts Brookings. „Es könnte auch seine Kräfte überdehnen.“

Das Emirat gehörte zu den energischsten Unterstützern eines internationalen Eingreifens in Libyen. Es ließ den Rebellen 400 Millionen Dollar finanzielle Unterstützung zukommen, schickte Waffen und Mirage-Jets in die Schlacht. Jemens Machthaber Ali Abdullah Saleh forderte die Führung in Doha schon Wochen nach Beginn der Proteste öffentlich zum Rücktritt auf. Heute rührt der Emir von Katar am lautesten die Trommel für Waffenlieferungen an die Freie Syrische Armee und für eine militärische Intervention gegen Syriens Baschar al-Assad. Katar sei ein

WÜSTENSTAAT AM GOLF



„kleines Land, das zur Hälfte vom US-Militär besetzt ist“, giftete der Botschafter von Damaskus vor dem UN-Weltsicherheitsrat zurück.

Auch ist Katar nicht gerade ein demokratischer Vorzeigestaat. Es hat weder ein Parlament noch Parteien, weder eine Zivilgesellschaft noch eine unabhängige Justiz. Opposition gibt es praktisch nicht, allerdings auch keine politischen Häftlinge. Vielleicht wird 2013 zum ersten Mal ein Parlament gewählt, vielleicht auch nicht. Und wie beim Nachbarn Saudi-Arabien ist der wahhabitische Islam Staatsreligion, auch wenn dessen Klerus wenig zu melden hat. In Katar sitzen auch Frauen am Steuer, eine Sittenpolizei gibt es nicht.

Mehr noch: Katar ist stolz auf seine Widersprüche. Es beherbergt die amerikanische Luftwaffenbasis al-Udeid genau wie den konservativen Meisterdenker der Muslimbrüder, den 85-jährigen Ägypter Yusuf al-Qaradawi, dem Frankreich nach den Attentaten von Toulouse die Einreise verweigert hat. Das von Ieoh Ming Pei gebaute Museum für islamische Kunst ist in der arabischen Welt bei Architektur und Exponaten ohne Parallele. Auf dem Gelände der Katar-Universität betreiben renommierte Universitäten aus Europa und den USA ihre Filialen. Junge Frauen und Männer studieren zusammen, ohne dass islamistisches Kulturkampfgeschrei ertönt. Und beim Sport gibt mal die Tennisweltelite ihr Stelldichein, mal jagen 450-PS-Speedboote in der Lagune vor der Hauptstadt um WM-Punkte, in drei Jahren ist die Handball-Weltmeisterschaft zu Gast.

Die Öl- und Gasreserven, so hat jüngst eine Gutachten kalkuliert, sind nach heutigen Weltmarktpreisen 7,3 Trillionen Euro wert, fast vier Mal so viel wie die Staatsverschuldung Deutschlands. Der traumhafte Bodenschatz gehört 230 000 Katarern, die von 1,5 Millionen Gastarbeitern aus aller Welt umsorgt werden. Eine Drittelgesellschaft nennen westliche Diplomaten das Emirat. Dem kleinsten Drittel gehört das Land, die Einheimischen zahlen keine Steuern, bleiben meist unter sich und gehören zu den reichsten Menschen der Welt. Das

mittlere Drittel sind gut qualifizierte Ausländer. Sie führen die Firmen, wickeln die Geschäfte ab und halten die Wirtschaft am Laufen. Die meisten leben schon Jahre im Land, ohne je ein katarisches Privathaus von innen gesehen zu haben. Das letzte Drittel sind die Zehntausende von Haushaltshilfen und Hunderttausende von Bauarbeitern, Taxifahrern und Kellnern aus Pakistan, Bangladesch oder Thailand, untergebracht in Baracken und Arbeitslagern vor der Stadt, zu sechst zusammengepfercht in engen Zimmern.

Trotzdem ist in Katar bis jetzt alles eine Nummer kleiner und weniger mondän als in Dubai. Im kreisrunden Innenhafen der künstlich aufgeschütteten Halbinsel Qatar Pearl am Nordrand von Doha dümpeln lediglich drei Protzyachten. Unentwegt wintern Philippinos teure Steinfliesen in den Shoppingpassagen, umwabert von seichter Retortenmusik. Viele Luxusapartments mit Blick auf das azurblaue Meer sind leer, genauso wie die prächtigen Showrooms von Maserati, Ferrari und Rolls-Royce. Bei Rolls-Royce wird ein Gebraucher vom Typ Ghost feilgeboten. 900 Kilometer hat sein Besitzer ihn gefahren, dann war er sein teures Spielzeug mit rostbrauner Sonderlackierung leid. Nun will er ihn für 280 000 Euro losschlagen. Ein gebrauchter Ferrari GTO ist bereits für 180 000 Euro zu haben.

„Katars Führung träumt davon, das Luxemburg des Orients zu werden. Doch anders als Luxemburg leben sie in einer ziemlich wilden Gegend“, urteilt ein ausländischer Beobachter. „In der großen Welt der Politik sind wir ein Zwerg – wenn wir keinen Einfluss suchen, werden wir keinen haben“, erläutert Abdulhameed Alansari, der ehemalige Dekan der islamischen Rechtsfakultät der Universität von Katar und Mitglied beim Gulf Research Center. Katar habe so wenig Einwohner, es könne für seine Sicherheit nicht auf Militär und Waffen setzen. Das Katar-Rätsel, von dem viele reden, ist für ihn keines. Sein Land folge keinem diplomatischen Masterplan, habe keine kohärente ideologische, religiöse oder kulturelle Agenda. „Wir wollen uns einfach nur unentbehrlich machen, überall mitmischen und möglichst sichtbar bleiben“, sagt Alansari. „Das ist unser bester Schutz.“

Derweil ist über Mohammed Attiyas Beduinenzelt die Dunkelzeit hereingebrochen. Im Schein des Feuers wird das Essen aufgetragen – gegrillte Hühnchen und Hammelfleisch, Leber und Innereien, Reis mit Safran und Rosinen. Bald sitzen alle schweigend im Kreis und langen zufrieden in das üppig gefüllte, runde Tablett. Der Mond steht kaltweiß am Himmel, der Muezzin vom Dorfminarett ist verstummt. Mohammed Attiya hüllt sich in einen Mantel aus Kamelfell gegen die heranschleichende Kälte. „Zelt, Feuer, Tiere – das war früher unser Leben“, sagt er schließlich. „Ich vermisse es sehr.“

„Zelt, Feuer, Tiere – das war früher unser Leben. Ich vermisse es sehr.“

Der Unternehmer und Millionär Mohammed Attiya



Sportlich unterwegs: der Protokollminister Scheich Mohammed bin Jassir fährt am liebsten Ferrari.

Gefährliche Fliehkräfte

Eurozone Die Volkswirtschaften driften immer weiter auseinander. Auf Dauer ist das nicht zu ertragen. *Von Rainer Pörtner*

Hat der Euro eine Überlebenschance? Die Krise der europäischen Währung wird vordergründig als Schuldenkrise interpretiert. Nun zeigt sich immer deutlicher der Hintergrund: die Kraft der einzelnen Volkswirtschaften in der Eurozone ist extrem unterschiedlich. Weil diese Unterschiede nicht mehr durch Auf- und Abwerten der nationalen Währungen abgedeckt werden können, entwickeln sich die schwachen und die starken Staaten immer schneller auseinander.

Ablesbar ist dies an der aktuellen Arbeitslosenstatistik. Während Deutschland und wenige andere Euroländer eine vergleichsweise positive Entwicklung aufweisen, verschärfen sich die Probleme in vielen anderen Staaten. Jeder vierte erwerbsfähige Grieche, jeder vierte erwerbsfähige Spanier ist inzwischen arbeitslos. In Spanien liegt die Jugendarbeitslosigkeit bei rund fünfzig Prozent. Da entwickelt sich ein (sozial-)politischer Sprengsatz, dessen Explosionswirkung an nationalen Grenzen nicht haltmachen wird.

Es wird weder Deutschland noch die Eurozone im Ganzen retten, den Krisenländern nur weitere Sparauflagen zu machen. Die Staatslenker in Europa müssen Wachstumsimpulse geben, sie müssen die ökonomischen Ungleichgewichte austarieren. Sonst wird die Eurogemeinschaft irgendwann auseinanderfliegen.

Gute Nachricht

Skandal Ungarns Präsident muss nach einer Plagiatsaffäre zurücktreten, das hilft dem Ansehen des Landes. *Von Knut Krohn*

Am Ende konnte ihn sogar der fast allmächtige Premier Viktor Orbán nicht mehr halten. Der ungarische Präsident Pal Schmitt ist von seinem Amt zurückgetreten. Das ist eine gute Nachricht. Der ehemalige Weltklassefechter hatte fast seine gesamte Doktorarbeit geschrieben. Er stand damit als Lügner da und war zur Last nicht nur für die Regierung, sondern für das ganze Land geworden. Nur einer wollte das lange nicht wahrhaben: Pal Schmitt selbst. Bis zuletzt versuchte der Politiker, sich durch allerlei abstruse Rechtfertigungen im Amt zu halten. Schmitt wollte nicht verstehen, dass das repräsentative Amt eines Präsidenten auch in Ungarn vor allem durch die Integrität des Inhabers an Einfluss und damit auch an Leben gewinnt.

Der Rücktritt Schmitts ist auch eine herbe Niederlage für Premier Orbán. Der hatte noch vor wenigen Tagen trotziger erklärt, dass das Amt des Präsidenten unantastbar sei. Der Regierungschef verliert nun einen willfährigen Helfer, denn Schmitt hat während seiner Amtszeit, ohne zu zögern, mehr als 360 Gesetze unterzeichnet – auch jene, die von der EU harsch kritisiert werden und dazu genutzt werden können, Ungarns Rechtsstaatlichkeit zu unterhöhlen. Das Land hat durch den von der Öffentlichkeit erzwungenen Rücktritt des Präsidenten an Glaubwürdigkeit gewonnen.

Unten rechts

Ringens am Rhein

Politik ist Kämpfen, Drängeln und Schießen aus den vorderen Rängen auf die Hinterbank – Kampfsport auf jeden Fall. Insofern liegt es nahe, wenn die geplante Fernsehdebatte zwischen der nordrhein-westfälischen Ministerpräsidentin Hannelore Kraft (SPD) und dem CDU-Mann Norbert Röttgen als Duell angekündigt wird. Natürlich wird nicht scharf geschossen, was dem sanften Naturell Röttgens und der landesmütterlichen Art der Frau Kraft nicht entspräche. Aber das Austragen eines verbalen Ringens – Düsseldorf Freistil – ist zu erwarten, da beide Kontrahenten den anderen gewissermaßen auf die Matte werfen wollen, die in jedem Fall Berlin symbolisiert: Wo Röttgen nach Meinung seiner Gegner ja nicht wegwill, wo Kraft aber nach Ansicht ihrer Kritiker partout hinwill.

Das Überleben beider im TV-Duell Ende April ist aber gesichert, denn es gibt Anfang Mai einen zweiten Sendeplatz für sie. Da treten sie im sogenannten TV-Sechskampf mit den vier weiteren Spitzenkandidaten vor die Kameras. Im Sechskampf geht es um Disziplinen wie Rauskegeln, Fünfprozenthürden-Lauf, Koalitionsstaffel und Turmspringen. In dieser Sportart wird der FDP eine Favoritenrolle zugesagt. Sie springt gerne hoch und elegant ab, taucht dann aber oft nie mehr auf. *Christoph Link*